



Johannes Bilstein

Das Haarkleid

Schützen - Zieren - Täuschen

1. Schützen

»Was ist nun von den Haaren und Nägeln zu sagen?« Das Problem stellt sich schon dem heiligen AUGUSTINUS, als er versucht, Diesseits und Jenseits, Körper und Seele, die Wirklichkeiten des Leibes und die unwirklichen Schönheiten des Überirdischen zusammen zu denken.¹

Und in der Tat gibt es dazu – zu den Haaren – einiges zu sagen. Hauchdünn und zart sind sie, im Einzelnen oft gar nicht sichtbar. Meist jedoch treten sie in Massen auf, zu Schöpfen und Büscheln, Teppichen und Büschen, Bündeln und Strähnen vereint. Sie sind bei aller ihrer Feinheit erstaunlich belastbar und reißfest, widerstandsfähig und haltbar – jedenfalls gehören sie mit den Knochen zu den Teilen des menschlichen Leibes, die am längsten erhalten bleiben: manchmal Tausende von Jahren.

Und man kann viel damit machen – man kann sie färben und flechten, schneiden und kneten, zu Mustern ordnen und nicht zuletzt: Man kann sie zu beseitigen versuchen. Das ist dann meist mit einigen Mühen verbunden und führt schnell zu recht intensiven Erlebnissen von Vergeblichkeit: Sie kommen immer wieder, müssen immer wieder von Neuem behandelt und gestutzt, verändert und gekürzt werden. Scheren und Klingen, Kämmen und Bürsten, Haar-Schmuckstücke und Pomaden-Dosen gehören denn auch zur Grundausrüstung nahezu jeden archäologischen Museums auf der Welt: Offenbar arbeiten wir Menschen immer schon und mit sich über Jahrtausende unverdrossen haltendem Ehrgeiz am Erscheinungsbild unseres Haarkleides.

Was die biologische Grundausrüstung angeht, so sind die Haare durchaus keine besonders menschliche Errungenschaft – im Gegenteil. Im strengen Sinne von »Haarkleid« sprechen wir eigentlich nur bei Tieren. Meer-

schweinen und Hunde, Katzen, Pferde und Rinder – bei all diesen Wegbegleitern des Menschen spielt die Art und Beschaffenheit des Haarkleides eine wichtige Rolle. An ihm kann man erkennen, wie es dem Tier geht, aus seiner Beschaffenheit und Färbung, aus seinem Glanz oder seiner Stumpfheit kann man wichtige Indizien gewinnen dafür, wie gesund oder krank das Tier jeweils ist, und nicht zuletzt bestimmt sich auch der Wert eines Tieres über sein Haarkleid. Das Haarkleid der Tiere dient uns Menschen als ein wichtiges Verständigungsmittel im diagnostischen, pflegerischen und ökonomischen Umgang mit unseren tierischen Nachbarn.²

Aber irgendwie gehören ja auch wir dazu. Zumindest in Resten verfügen auch wir als höhere Säugetiere über dieses einzigartige Merkmal unserer biologischen Klasse – ein Merkmal, dem wir viel zu verdanken haben. Wir, die Säugetiere, konnten uns im Laufe der Evolution nur dank dieses so überaus praktischen Felles über die ganze Erde verbreiten. Das Haarkleid sorgte dafür, daß unsere frühen Verwandten und Vorfahren die überlebensnotwendige, gegenüber der Umgebungstemperatur erhöhte und gleichbleibende Körpertemperatur halten konnten. Es lieferte damit geradezu eine Grundvoraussetzung für den weltweiten Durchsetzungserfolg dieser unserer Tierklasse. Das Fell lieferte einst eine der wichtigsten Bedingungen dafür, daß wir uns über die ganze Erde, auch in die gemäßigten und polaren Breiten und in die höchsten Gebirgsregionen ausbreiten konnten.

Schaut man genauer hin, dann wird die Sache noch durchaus differenzierter. Das Haarkleid der Säugetiere besteht so gut wie immer aus übereinander liegenden Haartypen: den Sinneshaaren, den Leithaaren, den Grannenhaaren und den Wollhaaren. Von diesen sind die Sinneshaare am längsten und am empfind-

lichsten: Am Kopf (Schnurrhaare), an den Hand- und Fußwurzeln oder am Bauch und den Flanken angebracht, dienen sie der Orientierung im Raum und der Wahrnehmung von Temperaturen, werden sie auch als Berührungsanzeiger benutzt. Bei den Katzen und Eichhörnchen, den Bären und Luchsen können wir das immer wieder von neuem bewundern.

Die Leithaare wiederum sind kürzer als die Schnurrhaare, aber ebenfalls stark tastempfindlich. Und noch kürzer sind die Grannenhaare – jedenfalls in der Regel. Manchmal nämlich, bei einigen Arten, sind sie zu Borsten oder Stacheln verstärkt. Diese Grannenhaare bilden zusammen mit den Leithaaren das Ober- oder Deckhaar – eine Körperhülle, die vor Schmutz und Regen, aber auch vor dem Befall mit Parasiten und vor dem Angriff blutgieriger Insekten schützt. Und darunter finden sich dann die sehr feinen und sehr dicht stehenden Woll- oder Flaumhaare. Sie, die Unterhaare, bilden die hautnächste und kürzeste Schicht des Haarkleides; sie vor allem sind es, die für den Erhalt der Körperwärme sorgen.

So sieht das bei den Tieren aus. Schon bei einem solchen Blick auf die rein biologischen Funktionen wird deutlich, wie das Haarkleid eine bemerkenswerte Übergangsregion schafft zwischen dem Inneren des Leibes und all dem, was draußen herum ist. Während die Haut zwar zur Außenwelt gewendet ist, dennoch aber ganz dem Leibe zugehört, stellen sich der Flaum und die Borsten, die Härchen und die Stacheln all dem, was nicht Leib ist, deutlich entgegen. Das Haarkleid der Tiere: Es gewinnt seinen Wert und seinen Sinn aus dem Schutz, den es dem Leibe gegen die Unbilden der äußeren Welt zukommen läßt.³

Was freilich uns Menschen angeht, so ist das alles lange her. Einerseits ist von dem schönen Haarkleid, wie wir es im Zoo bei den Affen, unseren nächsten Verwandten, beobachten

können, nicht mehr viel übrig geblieben. Und andererseits glauben wir auch, gar nicht mehr so viel an Behaarung zu brauchen.

Nicht, daß wir uns nicht mehr zu schützen bräuchten – aber wir haben an die Stelle des sozusagen fest installierten Haarkleides Produkte unserer eigenen Intelligenz gesetzt. Mit deren Hilfe denken wir uns wieder und wieder neue Vorrichtungen aus, die dann letztlich genau das tun sollen, was das Haarkleid einst leistete: uns schützen. Weiche Stoffe haben wir erfunden, die Schicht für Schicht aufgebaut sind, die Schmutz, Kälte und Feuchtigkeit von uns fern halten und auf diese Weise das Zusammenspiel zwischen menschlichem Leib und Außenwelt erträglicher, oft überhaupt erst möglich machen. Heute sind das zumeist Kunststoffe, die mit großem Forschungseinsatz entwickelt und mit hohem technischem Aufwand hergestellt werden.

Bis vor einigen Jahrzehnten jedoch waren es Haare, genauer gesagt: fremde Haare, die wir uns da in weiterverarbeiteter Form um den Leib gehangen haben. Den Tieren abgeschnoren, werden sie neu zusammengesponnen und zu neuen Materialien verwoben. Sie werden zu Stoffen gearbeitet, die dann den menschlichen Trägern als neues Kleid dienen: gefertigt aus geraubtem Haar. Der Mensch als Krone der Schöpfung – das ist so zunächst einmal ein Wesen, das den evolutionsbedingten Verlust des eigenen Haarkleides durch Haar-Raub zu kompensieren versteht. Unsere Kleider, das sind weitgehend und lange Zeit die Haare von anderen: Fremd-Haar-Kleider.

Aber wie gesagt: Neuerdings brauchen wir diese geraubten Haarkleider unserer tierischen Nachbarn nicht mehr ganz so dringend, können wir uns aus künstlichen Materialien ein Kleid um den Leib legen, das sich nun ganz und gar menschlicher Einfallskraft verdankt. Zwar haben wir bei der Entwicklung dieser

Stoffe gut hingeschaut auf die natürlich-tierischen Vorbilder, haben wir den Aufbau, die Zusammensetzung und das Funktionieren des tierischen Haarkleides so gut wie möglich nachzuahmen versucht – eine Art natürlicher Industrie-Spionage. Dennoch: Diese neuen Kleider sind mehr denn je unsere Kleider, keinem Raub und keinem natürlichen Vor-Wachstum mehr geschuldet.

Unser eigenes Haarkleid jedoch – oder besser: die Reste davon – taugen eigentlich kaum noch zu irgendeiner Art von Schutz. Lediglich das Haupthaar – das mag uns dann und wann vor Sonnenbränden auf dem Kopfe behüten, für kurze, sehr kurze Zeit hält es auch ganz dünn fallenden Regen ab, mehr aber ist da nicht zu erwarten.

Und was da sonst noch an Haaren an uns ist, das stört eher. Wir rasieren sie ab, zupfen sie aus, reißen sie uns mithilfe von Wachs-Schichten einzeln oder in ganzen Flächen heraus. Es ist ein nur noch in Resten erhaltenes, löcheriges und ausgedünntes Kleid, das wir da an uns tragen – und wer diese Reste allzu deutlich zeigt, wer als Mann zum Beispiel allzu demonstrativ seine Körperbehaarung zur Schau stellt, der gerät schnell in den Ruch des Wilden und Suspekten, des Unzivilisierten und Barbarischen.

Das mag dann anziehend oder abstoßend wirken – auf jeden Fall aber funktionieren diese übriggebliebenen Reste des Haarkleides gar nicht mehr im Sinne ihrer naturalen Funktion, sondern als Träger-Medium für allerlei Signale und Bedeutungen: für zivilisatorische und erotische, geschlechterpolitische oder subkulturelle Nachrichten. Schützen können uns diese Kleider-Reste nur noch in sehr übertragenem Sinne: vielleicht vor dem Übersehen-Werden, vielleicht vor unerwünschten Annäherungen, unter Umständen auch vor falschen Erwartungen. Es ist aber kein direkter, physi-

scher Schutz mehr, den wir unserer Körperbehaarung verdanken, sondern ein in der Welt der symbolischen Ordnungen und der bedeutungsträchtigen kleinen Differenzen wirkender Zeichen-Schutz.⁴

Auf wenige insulare Reste zusammengeschrumpft, nimmt unser Haarkleid so kaum noch eine vitale oder biologische Funktion wahr, dient es vielmehr vor allem anderen der sozialen und kulturellen Positionierung. »Schaut her, ich bin so einer...!« – das kann man mit kaum einem körperlichen Accessoire so deutlich sagen, wie mit den Haaren. Und daß sich diese Reste des einstigen Haarkleides dann auch noch besonders gut eignen, um Seifen und Duschgels aufzuschäumen – das ist eher ein, wenn auch willkommenes, Nebenprodukt.⁵

2. Zieren

Kleidung dient zur Zierde. Immer schon machen die Menschen aus den Notwendigkeiten des Überlebens so viel an Schmuck und Zierat, wie sie können. Das gilt auch für das, was von unserem Haarkleid übrig geblieben ist: Wir nutzen es, um uns zu schmücken.

Das kann aufwendig sein – und gefährlich. Wer sich seines Haarschmuckes allzu sicher ist, wer allzu sehr Wert auf ihn legt, der läuft Gefahr, sich von den Notwendigkeiten und Gefahren des Lebens zu entfernen. Der schöne Jüngling Absalom liefert dazu das biblische Beispiel: Stolz ist er auf sein üppiges Haupthaar, sorgsam pflegt er es, macht es damit zum Symbol für Hochmut und Hoffahrt. Dann aber, als es in die Schlacht geht, als er vor den Leuten seines Vaters fliehen will, ereilt ihn das Schicksal: »Absalom ritt nämlich auf einem Maultier, und das Maultier kam unter das Geäst einer großen Eiche, so daß er mit dem Kopf an der Eiche hängen blieb und so zwischen Himmel und Erde baumelte, während das Maultier unter ihm durchging«⁶. Dort

hängt er nun an seinen langen Haaren, kann sich nicht wehren und wird dann schließlich auch totgeschlagen.

Für Eitelkeit, Hoffahrt und Überheblichkeit steht so der übertriebene Haarschmuck, lange Zeiten hindurch funktionierte dieser Schmuck aber auch als Zeichen für soziale Differenz. Das traditionell lange Haar der fränkischen Könige markiert ihre herausgehobene Stellung und ihre Unantastbarkeit. Bei den Franken »... durfte ein König sich niemals scheren lassen: von Kind auf geht er ungeschoren einher, und die Locken wallen ihm bis auf die Schultern herab. Es so lang zu tragen, ist ein Erkennungszeichen und Ehrenrecht des königlichen Geblüts; die Untertanen schneiden es rundum ab und dürfen es nicht lang wachsen lassen«. Und das überträgt sich schließlich auch auf andere privilegierte Gruppen: »Wie die Könige, so zeichneten sich später die Freien durch langes Haar vor den Knechten und Leibeigenen aus...«⁷

Die wirklich mächtigen, wirklich freien und wirklich feinen Leute: Die tragen ihr Haar in ungekürzter Pracht, demonstrieren so, was sie sich leisten können. Sie nehmen für sich das Vorrecht in Anspruch, zeitliche und ökonomische Ressourcen zur Pflege des eigenen Leibes einzusetzen. Der Haarschmuck wirkt so als Instrument sozialer Distinktion, er ordnet sich ein in das Gesamt-Instrumentarium kultureller Signale, die der Positionierung und Hierarchisierung dienen.⁸

Manchmal aber wirkt er auch einfach anziehend – wie ein Magnet, der die Betrachtenden in ihr Unglück stürzt. Nixen, Sirenen und Najaden – vielfältig sind die weiblichen Wesen, welche die Männer anlocken, verführen und schließlich in die Tiefe ziehen.

*»Die schönste Jungfrau sitzt
Dort oben wunderbar,*

*Ihr goldnes Geschmeide blitzet
 Sie kämmt ihr goldenes Haar.
 Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
 Und singt ein Lied dabei;
 Das hat eine wundersame,
 Gewaltige Melodei.»⁹*

Heinrich HEINES Lorelei-Gedicht von 1824 macht ein uraltes Motiv zum Thema, versetzt eine der homerischen Verführungs-Figuren auf einen Felsen am Rhein. Goldenes Geschmeide und Goldener Kamm liefern eine Art Hintergrund-Equipment für das entscheidende und wichtige, zauberhaft wirksame Merkmal der schönen Jungfrau: ihr wunderbar langes, goldenes Haar. Dieses den Kopf umfließende Kleid ist gefährlich, zumindest für die Anschauenden: Die Schiffer in ihren kleinen Schiffen schauen nur noch nach oben, sie ergreift es »mit wildem Weh«, und dann werden sie von den Wellen verschlungen, gehen sie unter.

Ganz gleich jedoch, ob gefährlich oder nicht: Haarschmuck ist so gut wie immer Kopfschmuck. Es sind die Haare, die wir am oberen Ende unseres Leibes tragen, mit denen wir seit Menschengedenken alles nur Mögliche anstellen: Wir färben und wir schneiden sie, wir kämmen und flechten sie, wir schmieren sie mit allen nur möglichen Substanzen ein, machen sie geschmeidig oder steif, bringen sie zum Glänzen oder Schimmern, zu einem Leuchten, das strahlend hell oder bedrohlich dunkel sein kann.

Wichtig sind diese haarigen Kopf-Kleider für unser Wohlbefinden und für die Wahrnehmung unserer selbst. Der elterliche Zwang, die Haare auf übliches Maß zurückzuschneiden, ihnen die jeweils kulturkonventionelle Form zu verleihen, kann in einer jugendlichen Seele tiefe und bleibende Eindrücke hinterlassen: Eindrücke der Kränkung und Beleidigung, der

Beschämung und des Zorns. Und nicht umsonst gehört in so gut wie allen totalen Institutionen dieser Menschenwelt das Scheren des Haupthaars zu den ersten Initiations-Handlungen. Daß man keine autonome Verfügung über den eigenen Leib mehr hat, daß man nicht einmal, ja gerade nicht mit dem eigenen Körper machen kann, was man will: das läßt sich kaum anders so gut demonstrieren wie durch die erzwungene Schur.¹⁰

Und wichtig sind diese haarigen Kopf-Kleider auch als Signalträger in der Arena des sozialen Zusammenspiels. Daß man anders sein will als die anderen oder gerade nicht: daß man Wert darauf legt, genauso zu sein wie sie; daß man das Leben wild und gefährlich angehen oder daß man seine Ruhe haben will; daß man ein Mann unter Männern oder eine Frau unter Weibchen sein möchte – mit kaum einem anderen Mittel lassen sich solche Grund-Orientierungen in der Menschenwelt so schnell und so eindrücklich mitteilen wie mit dem zubereiteten Schopf. Die leidenschaftlichen und lang dauernden Kämpfe um die coiffeuse Selbstbestimmung im Jugendalter werden vor diesem Hintergrund lesbar nicht nur als Kämpfe um die Autonomie der eigenen Körperbehandlung, sondern auch als Arbeit an selbstbestimmter sozialer Plazierung. Es geht nicht nur um das habeas corpus, sondern auch und in erster Linie um das Recht, den eigenen Ort im Sozialen selbst zu wählen – und zwar durch die Wahl der Schopf-Gestaltung.¹¹

Wie gesagt: Haar-Schmuck ist Kopfschmuck, jedenfalls in ganz überwiegendem Maße. Der Rest unseres Haarkleides: die Achsel- und Schamhaare, die Bein- und Brust-Behaarung – daraus machen wir erstaunlich wenig. Daß von unserem einst vollständigen Haarkleid per Natur nur noch so wenig übrig geblieben ist: Dieser Verlust spiegelt sich so noch einmal in der Reduzierung der behan-



delnden Aufmerksamkeit. Welche hübschen Schmuckstücke könnte man doch in die Achselhaare einweben, mit welcher fröhlichen Farben könnte man die Bein-Haare hervorheben, wie gepflegt könnte man die Haare im Schoß flechten und zwirbeln. Das alles aber tun wir nur selten. Statt dessen verwenden wir viel Aufwand darauf, sie wegzurasieren und zu beiseitigen, nur in höchst seltenen und dann als bizarr wahrgenommenen Fällen machen wir uns auch hier ans Flechten und Färben, ans Stärken oder Locken. Unter dem Vorwand der Hygiene verzichten wir da auf eine breite Palette an Verschönerungs-Möglichkeiten, und auch die vorsichtig-modischen Versuche, sich zumindest ein wenig an der Gestaltung des Schamhaar-Kleides zu versuchen, wirken immer weiter gerade dann eher absonderlich, wenn sie mit demonstrativer Gelassenheit durchgeführt werden. Da bleibt eine erotisch-coiffeuse Avantgarde ziemlich unter sich.

So sehr und so aufwendig wir uns also mit der Zurichtung des Schopf-Haares beschäftigen, so eindeutig unterliegen wir bei den anderen Resten des Haarkleides einer Art Gestaltungs- und Bilderverbot. Hier: Unter den Achseln und im Schoß, an den Beinen und oft auch auf der Brust, ist es die Haarlosigkeit, die ziert, wird Nacktheit, die demonstrative Vorführung unbehaarter Haut zum konventionellen Signal.¹²

3. Täuschen

Aber nicht nur zum Schutz und zur Zierde ist das Haarkleid gut, sondern auch dazu, die Gestalt und Erscheinungsform des Leibes zu verändern: mit Haaren kann man täuschen.

Eine Art Urszene dazu findet sich in der Bibel, genauer: im Alten Testament. Dort wird die Geschichte von Esau erzählt, dem Sohn Isaaks, der zusammen mit seinem Zwillingbruder Jakob aufwächst. Schon bei der Geburt

unterscheiden sich die beiden deutlich: »Der erste kam hervor, rötlich, ganz und gar wie ein haariger Mantel. Man nannte ihn Esau. Darauf kam sein Bruder hervor. Seine Hand faßte die Ferse Esaus; darum nannte man ihn Jakob«. Das üppige Haarkleid Esaus wird nun ein Leben lang zu einer Art Kennzeichen, das auch den eher rustikal-derben Charakter des Esau zugleich prädeterniert und ausdrückt. »Esau wurde ein tüchtiger Jäger, ein Mann der Steppe; Jakob aber war ein schlichter Mann, der bei den Zelten blieb. Isaak hatte Esau lieb, weil er gern Wildbret aß; Rebekka aber liebte Jakob«. ¹³

Damit ist eine bemerkenswerte familiendynamische Konstellation angezeigt. Esau, der Behaarte, der Liebling des Vaters, lebt eher im Wilden und Freien. Jakob dagegen, der Glatte, von der Mutter bevorzugte, bleibt bei Haus und Hof und bei den Frauen. Daß er dann dem Esau für ein Linsengericht sein Erstgeborenenrecht abkauft, ist bekannt: Irgendwie ist Jakob immer der schlauere und gewieftere.

Das erweist sich endgültig, als Isaak, der inzwischen erblindete Patriarch, ans Sterben kommt und seinen Segen verteilen will. Noch einmal soll sein Liebling Esau ihm ein Wildgericht bereiten, dann will er ihn segnen. Rebekka aber, die Mutter, macht sich nun ans Werk, diese erbrechtlich und dynastisch hoch relevante Gunst für ihren Liebling Jakob zu sichern: Der soll sich gegenüber dem Vater für Esau ausgeben. Sofort erkennt freilich Jakob, daß da das Haarkleid zum Problem wird: »Aber mein Bruder Esau ist doch ein haariger Mann, ich aber bin glatt. Es könnte mein Vater mich betasten. Dann ... käme über mich Fluch statt Segen«. ¹⁴

Mutter Rebekka aber weiß Rat. Sie bereitet das Ziegengericht, kleidet Jakob in die besten Kleider Esaus und sorgt auch für Behaarung: »Die Felle der Ziegenböcklein aber legte sie

ihm um die Arme und um den glatten Hals«. ¹⁵ In dieser Verkleidung gelingt es Jakob dann auch tatsächlich, seinen blinden Vater zu täuschen. Der ist zwar mißtrauisch, erkennt die Stimme seines Zweitgeborenen, der sich für den Erstgeborenen ausgibt, und überprüft die Identität dessen, der da vor ihm steht, durch Betasten. » ›Tritt näher, damit ich dich betaste, mein Sohn, ob du wirklich mein Sohn Esau bist oder nicht.‹ Jakob trat zu seinem Vater Isaak heran, und dieser betastete ihn und sagte: ›Die Stimme ist Jakobs Stimme, die Arme aber sind Esaus Arme.‹ Doch er erkannte ihn nicht, weil seine Arme behaart waren wie seines Bruders Esau. Darum segnete er ihn«. ¹⁶

Was hier berichtet wird, ist die Geschichte einer Täuschung und eines doppelten Raubes. Mit der Skrupellosigkeit und Unbedingtheit mütterlicher Liebe verhilft Rebekka ihrem Liebling Jakob zu einem Privileg, das ihm eigentlich nicht zusteht; und sie setzt dafür ausgerechnet die unverwechselbare Eigenschaft des betrogenen Esau ein: sein dichtes Haarkleid. Dieses Haarkleid ist – anders als bei Absalom – kaum symbolisch konnotiert: Esau macht nichts daraus, es dient ihm weder zum Ruhm noch zur Verschönerung, ist schlicht ein Teil seiner individuellen körperlichen Verfaßtheit. Hier setzt die Täuschung ein, die mit einem doppelten Raub einhergeht. Gestohlen wird zum einen der Segen des Vaters, geraubt wird aber vorher auch das Fell, das zum Mittel dieses Betrugers wird. Denn immerhin müssen Ziegenböcklein dafür geschlachtet werden, immerhin muß denen dieses Fell erst einmal über die Ohren gezogen werden. ¹⁷

Daß also das Haarkleid zur Täuschung tauglich ist, daß man es einsetzen kann, um unrechtmäßige Ziele zu verfolgen – das scheint ein altes Wissen zu sein. Und in der Tat können wir bis in unsere heutigen Tage mithilfe von Perücken und Implantaten, von Einwe-

bungen und Auffüllungen den anderen viel vormachen: Vitalität und Jugend, Schönheit und Stolz, Reichtum und Macht. Gerade daß die rechte Form des Haarkleides auf so enge Weise mit der sozialen Positionierung verbunden ist, ergibt ein reichhaltiges Spektrum an Motiven für Manipulationen und Veränderungen in täuschender Absicht. Das Haarkleid – oder genauer: das wenige, was vom Haarkleid noch übriggeblieben ist – wirkt als ein bevorzugtes Leibes-Instrument der sozialen Prävention.

Und das funktioniert, nicht nur bei Esau. Das Haar ist wandlungs- und gestaltungsfähig wie kaum ein anderer Teil des menschlichen Leibes, es kann deshalb nahezu nach Belieben verändert werden: nicht zuletzt zum Zwecke der Täuschung.

An Warnungen hat es denn auch nie gefehlt. Bei PARACELsus zum Beispiel, dem Arzt und Naturphilosophen des 16. Jahrhunderts, findet sich eine ausdrückliche Warnung davor, die haarigen Botschaften, die von den einzelnen Menschen ausgesendet werden, allzu wörtlich zu nehmen. Wer immer Physiognomik betreiben will, der sollte sich vor den Täuschungen des Haarkleides in Acht nehmen. »Vom Haar des Menschen, von dem des Hauptes oder Bartes, ist nicht viel zu halten, da man gut weiß, daß das Haar in verschiedener Weise geändert werden kann. ... Es kann gelb, rot, schwarz, weiß, grau oder kraus gemacht werden. Es kann auch weich oder hart gemacht werden, wie man es haben will. Daher sind viele in der physiognomischen Kunst Erfahrene dadurch betrogen worden, indem sie den Menschen fälschlich nach dem Haar beurteilt und einem Gestirn zugewiesen haben, was sie doch billiger diesem Menschen zugeschrieben haben sollten«. ¹⁸

Lange nach den Zeiten Esaus also hält sich der Verdacht, daß das Aussehen des Haar-

Kleides sich keineswegs der Natur verdankt, sondern auf mehr oder weniger böswillige Manipulationen zurückzuführen ist: Wer – in der Interpretations- und Denktradition der Physiognomik – vom Äußeren auf das Innere schließen will, dem drängt sich der Haar-Eindruck unter Umständen als Erstes und Deutlichstes auf, der nehme sich aber auch bestens in Acht: Vom Haar ist nicht viel zu halten.

Und dennoch: Allzuviel haben all die klugen Warnungen nicht geholfen. Langes, lockiges Haupthaar, das sich um den Körper windet – das könnte man ja auch durchaus als lästig ansehen oder als irgendwie absonderlich. Stattdessen aber haben wir uns – beginnend mit der Ikonographie der ewigen Verführerin Eva und mit der leiblichen Ausstattung der Venus¹⁹ – daran gewöhnt, den natürlichen Kopfschmuck der Frauen als Zeichen sexueller Präention zu lesen. Hinter und unter den langen Haaren des Weibes scheint eine Art Subtext zu liegen, der den männlichen Betrachtern mehr oder weniger laut, mehr oder weniger eindeutig ›Ich bin verführerisch‹ und ›Ich bin die Sünde‹ zuraunt. Täuschung und Verführung, Betrug und Arglist schwingen da ständig mit.

Immer wieder – ein Beispiel für viele – behandelt der Münchner Salonmaler Franz VON STUCK das Thema ›Sünde‹, immer sind da nackte Damen zu sehen, die einen mehr oder weniger schlangentartigen Leib mit langen dunklen Locken teils verbergen, teils zur Schau stellen: Sie tragen nur und alleine ihr Haarkleid. Die Bilder – zwischen 1891 und 1912 entstanden – sind sehr beliebt, und sie erzeugen Wirkung. Der junge Hans CAROSSA beschreibt in seinen Memoiren, wie er vom Ruhm eines dieser Bilder geradezu durch die Ausstellungssäle getrieben wird. »...nirgends verweilen wir und öffneten die Augen erst, als wir ihm endlich gegenüberstanden. ... Die Hü-

te hatten wir aus Achtung vor der Kunst ohnehin schon abgenommen ... nun starrten wir auf die Haar- und Schlangennacht, die von dem blassen Frauenleib nicht allzu viel sehen ließ. ... Diese Figur wies jeden auf einen einsamen Weg, wo er früher oder später einer ihrer lebenden Schwestern begegnen müßte.«²⁰

Es ist gerade die Haarpracht, die das ewig lockende Weib einsetzt, um seine Verführungsabsichten in Gang zu setzen, und die armen Männer stehen dem geradezu hilflos gegenüber. Geblendet und getäuscht, werden sie zu Opfern einer List, die sich zwar natürlicher Materialien und Instrumente bedient, die aber gar nicht an einer Natürlichkeit des Begehrens ansetzt. Es ist – so kann man bei CAROSSA lesen – die Achtung vor der Kunst, es ist das Gesamtgeflecht von kulturell determinierten Bedeutungen, es ist letztlich die symbolische und gar nicht die natürliche Ordnung, die im szenischen Arrangement der Kunstaussstellung dem Haarkleid der ›Sünde‹ seine gefährlich-täuschenden Konnotationen zukommen läßt.

Dieses Haarkleid der Sünde – eigentlich alles andere als ein Kleid – wirkt, weil es zugleich verhüllt und enthüllt, weil es ein Spiel des Begehrens in Gang setzt, welches über das Haar auf den ganzen Leib der begehrten Frau gerichtet ist.²¹

Und das nicht nur bei Frauen. Auch bei den Männern kann die Behaarung in ein Spiel von Verbergen und Entblößen eingebaut sein, das Neugierde zugleich in Gang setzt und unbefriedigt läßt, und bei dem der Blick auf das Entscheidende, das Ganze eben, durch eine Art haariger Fassade verborgen wird. Auch dazu liefert Franz VON STUCK ein Beispiel: Sein Faun mit Nixe stellt geradezu demonstrativ die Nacktheit der Frau der verhüllten Körperlichkeit des Mannes entgegen. Behaart sind beide. Während jedoch ihr Haarkleid im Winde flatternd nach hinten gerutscht ist,

ihren Leib ganz offen und geradezu unschuldig dem Betrachter entblößt, läßt seine Zotteligkeit große und entscheidende Teile des Körpers unter dem pelzigen Fell verschwinden.

Das Begehren ist hier durch Entblößung und Enthüllung sozusagen doppelt überkreuz: Sein Begehren, auf sie gerichtet, hat ihn wohl dazu veranlaßt, sie auf den Schultern aus dem Wasser zu tragen; ihr Begehren, in Umklammerung und Festhalten konkret geworden, richtet sich schon wieder weiter, einem triumphal in den Blick genommenen Jenseits entgegen. Und das Seh-Begehren des Betrachters wird durch das Spiel mit den Haarkleidern der beiden in eine bemerkenswerte Irre gelockt: Vieles bekommt man zu sehen, aber die Haare verbergen das Entscheidende des männlichen Leibes.

Denn das muß man bei alledem stets im Blick behalten: Nur durch die Verbindung und die Verbundenheit mit dem Leibe, zu dem es gehört, bekommt das Haarkleid seinen Sinn und die physischen, praktischen und symbolischen Kontexte, innerhalb derer es die Funktion einer Bekleidung wahrnehmen kann. Es ist der eine, ganze Leib, als dessen Teil die Haare ihre Bedeutungen und ihren Wert gewinnen.

Das wußte – wenn auch eher im Blick auf das jenseitige Schicksal des Menschenleibes – auch schon AUGUSTINUS. Was geschieht – so fragte er sich – eigentlich mit all den abgeschnittenen Fingernägeln und Haaren, wenn denn die auserwählten Menschen eines Tages in den Himmel hinauffahren? Werden sie, denen ja die vollständige Auferstehung des Fleisches vorausgesagt ist, dann all das wiedergewinnen, was sie sich selbst einst abgetrennt haben? Werden sie, dann gänzlich entstellt, mit monströs langen Fingernägeln und unendlich langen, verfilzten Haaren in die ewige Seligkeit hinübergehen?

Natürlich darf das nicht sein. »Was also ist nun von den Haaren und Nägeln zu sagen? ... Wenn also die so häufig geschorenen Haare und geschnittenen Nägel bei ihrer Rückkehr an den früheren Ort Entstellung verursachen würden, werden sie nicht dahin zurückkehren, gleichwohl bei der Auferstehung keinem verloren gehen, sondern sich vermöge der Wandelbarkeit des Stoffes auf die Weise in das Fleisch desselben Leibes verwandeln, daß sie die Harmonie seiner Teile nicht stören, welchen Platz sie auch einnehmen mögen.«²²

Zurückverwandelt also werden all die weggeworfenen Menschen-Reste, zurückverwandelt in leibliche Substanz. Aus Haaren und Zehennägeln wird wieder Fleisch, eine rückwärtige Transsubstantiation sozusagen. Die ewig Seligen im Himmelreich – sie werden ordentlich aussehen, ganz »comme il faut«, sie werden den Ort der nie endenden Anschauung Gottes nicht in ein Reservoir von Barbaren verwandeln. Worauf AUGUSTINUS allerdings nicht weiter eingeht: Wie mag wohl Esau aussehen, dort oben?

Anmerkungen und Literatur

¹ Aurelius AUGUSTINUS: Vom Gottesstaat (423-426). Buch XXII, 19. München 1978. S. 795.

² Johannes BILSTEIN: Unsere Tiere. In: J. BILSTEIN, Matthias WINZEN (Hg): Das Tier in mir. Köln 2002. S. 13-30.

³ Zur Literatur- und Diskursgeschichte der Haut umfassend: Claudia BENTHIEN: Haut. Reinbek 1999, bes. S. 49-75 zur Haut als Körpergrenze.

⁴ Pierre BOURDIEU: Sozialer Sinn. Frankfurt am Main 1993, bes. S. 122-146 und S. 205-221 zum symbolischen Kapital des Leibes.

⁵ Johannes BILSTEIN: Von der Nützlichkeit des Körpers. In: Doris SCHUHMACHER-CHILLA (Hg): Das Interesse am Körper. Essen 2000. S. 18-33.

⁶ 2 Sam 18, 9.

⁷ Hans BÄCHTOLD-STÄUBLI und Eduard HOFFMAN-KRAYER (Hg). Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens; Bd. III, Sp. 1260-1261.

⁸ Pierre BOURDIEU: Die feinen Unterschiede. Frankfurt/M 1978, bes. S. 727-755 zur Inkorporation der sozialen Distinktionen.

⁹ Heinrich HEINE. Buch der Lieder. Die Heimkehr.

¹⁰ Erving GOFFMAN: Asyle. Frankfurt/M 1961, bes. S. 13-123 zu den Merkmalen totaler Institutionen.

¹¹ Schöne Skizze: Tom SCHROEDER und Manfred MILLER: Haare auf die Szenen. In: Deutscher Werkbund e.V. (Hrsg.): Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert. Darmstadt 1986. S. 224-232; Johannes BILSTEIN: Die deutsche Jugend und der Traum vom amerikanischen Körper. In: Gabriele UERSCHELN (Hg): America – The other side. Neuss 1993. S. 95-103.

¹² Umfassend: Oliver KÖNIG: Nacktheit und Moral. Zur sozialen Normierung der Nacktheit. Wiesbaden 1990.

¹³ Gen 25, 24-25.

¹⁴ Gen 27, 11-12.

¹⁵ Gen 27, 16.

¹⁶ Gen 27, 21-23.

¹⁷ Zur besonderen Rolle des Ziegenböckleins in der jüdischen Mythologie: Johannes BILSTEIN: Muttertiere. In: J. BILSTEIN, Eckart LIEBAU und Matthias WINZEN (Hrsg.). Mutter Kind Vater. Bilder aus Kunst und Wissenschaft. Köln 2000. S. 50-56.

¹⁸ PARACELUS: De natura rerum. In: Sämtliche Werke. Bd. 3. Jena 1930. Buch 9. S. 293; zur Ansiedlung der Paracelsus'schen Physiognomik zwischen Astrologie, Medizin und Kunst: Claudia SCHMÖLDERS: Das Vorurteil im Leibe. Berlin 1997, bes. S. 58-59.

¹⁹ Viel schönes langes Haar. Alte Pinakothek München (Hg): Venus, Bilder einer Göttin. München 2001.

²⁰ Hans CAROSSA: Das Jahr der schönen Täuschungen. Zit. n.: Eberhard RUHMER: Franz von Stuck. In: Neue Pinakothek München. Katalog. München 1989. S. 330-331.

²¹ Zum Motiv des Begehrens, Verschlingens und der Rettung im Kontext des weiblichen Haar-Kleides: Inge STEPHAN: Das Haar der Frau. In: Claudia BENTHIEN und Christoph WULF (Hg): Körperteile. Reinbek 2001. S. 27-48.

²² AUGUSTINUS, civ. Dei (siehe Anm. 1).

